

(Nachdruck verboten.)

82]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Doch die Schar war nicht mehr in der Stimmung, Naturschläge anzuhören. Der dritte Vers galt Neleta, der „armutlängsten Frau von Palmar“, die man beklagte, daß sie mit dem Geizhals von Canamel, diesem Nichtsnutz, verheiratet war. . . . Von diesem Verse an verwandelte sich die Serenade in giftige Anspielungen, über die sich alle amüsierten. Sie fanden die Lieder jetzt weit angenehmer als den Wein, lachten laut, und aus diesem Lachen drang die eigentümliche Befriedigung der Landleute, wenn sie sich über eheliches Unglück lustig machen. Diese Menschen, die die Wit eines Fischers teilten, dem man einen elenden Fisch von vier Heller Wert geraubt, lachten wie die Wahnsinnigen, wenn man einem sein Weib gestohlen.

Tonet zitterte vor Wut und Angst. Zuweilen hatte er Lust, zu entfliehen, denn er ahnte, daß seine Freunde zu weit gehen würden, doch der Stolz hielt ihn zurück und ebenso auch die schwankende Hoffnung, seine Anwesenheit könnte ihnen noch Fügeln anlegen.

„Nehmt Euch in acht, nehmt Euch vor Euren Worten in acht!“ sagte er mit dumpfer Drohung.

Doch die Sänger waren die kräftigsten Burschen des ganzen Dorfes. Sie waren damals noch Jünglinge, als er in den überseeischen Ländern herumstreifte. Sie wollten recht deutlich zeigen, daß sie keine Furcht vor dem Kubaner hatten, und erfanden immer neue, immer frechere Lieder, die sie wie Geschosse gegen die Schenke schleuderten.

Ein junger Mann, ein Nefse der Samaruca, brachte Tonets Wut zum Ueberfließen. Er sang ein Lied auf die Vereinerung Canamels und Tonets und erklärte, sie beuteten nicht nur die Sequiota aus, sondern teilten sich auch in Neleta.

Bei diesen Worten stürzte der Kubaner in die Schar und man sah beim Lichte der Fackel, wie er dem Sänger mit dem Kolben seines Gewehrs ins Gesicht schlug. Als er aufs neue begann, packte Tonet sein Gewehr, trat heftig einen Schritt zurück und gab, ohne zu zielen, einen Schuß ab. . . . Ein unsagbarer Tumult erhob sich. . . . Die Kugel verlor sich im leeren Raum, doch Sangonera, dem sie an einem Ohre vorbeigezischt war, warf sich zur Erde und stieß ein lautes Geheul aus.

„Ich bin tot! Mörder!“

In den Häusern öffneten sich die Jalousien hastig unter lautem Lärm, und man sah weiße Schatten und Gewehrläufe an den Fenstern aufstehen.

Tonet war im Augenblick entwaffnet, von einer Reihe von Armen gepackt und gegen die Wand gedrängt. Er sträubte sich wie ein Wütender und machte die heftigsten Anstrengungen, um das Messer herauszuziehen, das er in seiner Manteltasche trug.

„Laßt mich los!“ rief er wutschäumend, „laßt mich los! Dieser Elende muß von meiner Hand sterben!“

Der Akade und seine Leute, die der Serenade gefolgt waren und wohl eine Prügelei oder einen Skandal erwarteten, rissen die Kämpfer auseinander. Der Vater Miguel nahm, eine rote Mütze auf dem Haupte und den Karabiner in der Hand, eine recht freigebige Verteilung von Kolbenschlägen vor und empfand dabei die innigste Genugtuung, daß er die Burschen, unter dem Deckmantel der Behörde, die ihn beschützte, ungestraft prügeln durfte.

Der Karabinierleutnant brachte Tonet, den er mit seinem Mausergewehr in Schach hielt, zu seiner Hütte, und der Nefse der Samaruca wurde in ein Haus geführt, damit man ihm sein Gesicht abwaschen konnte, das infolge des Kolbenschlages, den er bekommen hatte, blutüberströmt war.

Weit größere Arbeit machte Sangonera. Er wälzte sich noch immer auf der Erde und versicherte, er wäre tot. Um ihn zu beleben, gab man ihm die letzten Tropfen aus dem Weintönnchen und der Bagabund, der mit dem Mittel sehr zufrieden war, erklärte, er wäre durchbohrt und könne sich nicht mehr erheben; doch der energische Pfarrer, der seine List erriet, versetzte ihm zwei Fußtritte, die ihn augenblicklich wieder auf die Beine brachten.

Der Akade befahl den Sängern, weiter zu gehen. Sie

hätten Canamel genügend befangen. Der Beamte empfand für den Gastwirt jenen tiefen Respekt, den man in den Dörfern stets für den Reichen hegt, und wollte ihm neue Unannehmlichkeiten ersparen.

Die Serenade entfernte sich etwas geknickt; umsonst ließ Demonis Dubelsack seine glänzendsten Ritornelle hören, den Sängern war die Kehle wie zugeschnürt, als sie sahen, daß ihr Tönnchen nach wie vor leer blieb.

Die Jalousien schlossen sich, die Straße wurde wieder einsam, doch die letzten Neugierigen glaubten beim Fortgehen im oberen Stockwerk der Schenke Stimmengewirr, das Rücken von Möbeln und das dumpfe Schluchzen einer Frau zu hören, das von dem Geschrei einer wütenden Stimme unterbrochen wurde.

Am nächsten Tage sprach man in ganz Palmar nur von den Ereignissen, die sich in der Nacht vor Canamels Hause abgespielt hatten.

Tonet wagte nicht, sich in der Schenke zu zeigen. Er fürchtete sich, der peinlichen Situation ins Auge zu blicken, in die ihn die grausame Unklugheit seiner Freunde versetzt hatte. Den ganzen Vormittag ging er auf dem Kirchplatz auf und ab und betrachtete aus der Ferne die Tür der Schenke, in die er nicht einzutreten wagte, obwohl sich eine große Menge darin drängte. Es war der letzte Tag des Nimmelnns und des herumstreichens für die Einwohner. Am Abend sollte sich die Musik nach Catarroja wieder einschiffen, um das arme Palmar für ein Jahr seiner gewöhnlichen Ruhe zu überlassen.

Tonet speiste in der Hütte seines Vaters mit der Vorda. Onkel Toni und die Vorda hatten seit drei Tagen mit großem Bedauern ihre harte Arbeit und den bitteren Kampf, den sie gegen den See führten, eingestellt, denn sie fürchteten, die Nachbarn könnten es übelnehmen. Der Onkel Toni mußte wohl von den Ereignissen der vorhergehenden Nacht keine Ahnung haben. Wenigstens ließen seine ersten Bewegungen, die genau dieselben wie sonst waren, darauf schließen. Er hatte die Zeit damit verbracht, den vom Winter herabgebrachten Schaden auszubessern, denn seine harte Arbeit gestattete ihm diese Tätigkeit zur gewöhnlichen Zeit nicht.

Die Vorda mußte aber etwas wissen; das las man in ihren reinen Augen, die ihre Sühlichkeit gleichsam verkündeten. In dem mitleidigen Blick, den sie auf Tonet richtete, lag noch jetzt die Erinnerung an die Gefahr, der er sich in der vorhergehenden Nacht ausgesetzt hatte. Einen Augenblick, als die jungen Leute allein waren, machte sie eine traurige Bemerkung darüber. „Du lieber Gott, wenn sein Vater wußte, was geschehen war. Er könnte ihn töten!“

Der Onkel Paloma erschien nicht in der Hütte, er hatte jedenfalls bei Canamel gespeist. Abends begegnete ihm Tonet auf dem Marktplatz. Sein runzliges Gesicht verriet nicht das Geringste, trotzdem sprach er zu seinem Enkel in trockenem Tone und riet ihm, nach der Schenke zu gehen. Der Onkel Paco hatte mit ihm zu sprechen.

Tonet verschob seinen Besuch einige Zeit. Er blieb auf dem Platze stehen, wo sich die Musik aufstellte, um den letzten „Malmarsch“ zu spielen. Die Musiker hielten sich nämlich für betrogen, wenn sie bei ihrer Rückkehr aus Palmar ihrer Familie nicht einige Fische mitbrachten. Alljährlich zogen sie noch einmal durch das Dorf und spielten den letzten „Doppelschritt“, während mit Körben versehene Jungen die Fische einsammelten, Kale, Schleie und Schmerle, ganz abgesehen von dem großen Hecht, der für den Kapellmeister bestimmt war.

Die Musik hörte auf zu spielen und schritt langsam weiter, damit die Fischweiber ihre Spenden niederlegen konnten. In diesem Augenblick entschloß sich Tonet, die Schenke zu betreten.

„Guten Abend, alle miteinander!“ rief er fröhlich, gleichsam, um sich selbst Mut zu machen.

Neleta, die hinter dem Schenktische stand, warf ihm einen unsagbaren Blick zu und senkte den Kopf, damit er nicht ihre tief umränderten Augen und ihre geröteten Widen sehen sollte.

Canamel antwortete ihm aus dem Hintergrund des Zimmers und deutete auf die Tür der Privatwohnung.

„Kommt herein, kommt herein, wir haben zu sprechen.“ Die beiden Männer traten in ein kleines Zimmer neben

Der Küche, in welchem manchmal die Jäger aus Valencia untergebracht wurden, wenn sie übernachten wollten.

Canamel ließ seinem Geschäftsteilnehmer kaum Zeit, sich zu setzen. Er war leichenblau, seine Augen lagen tiefer als je in den Fettwulsten und seine Hände zitterten nervös. Der Onkel Paco ging gleich auf die Sache ein. Das mußte ein Ende nehmen, sie konnten ihren Verkehr nicht weiter fortsetzen und auch nicht mehr Freunde bleiben. Als Tonet Wiene machte, zu protestieren, unterbrach ihn der Gastwirt, den eine vorübergehende Energie anzufachen schien, mit einer Handbewegung. Keine leeren Worte, das war alles unnützlich. Er war entschlossen, der Sache ein Ende zu machen; jeder gab ihm Recht, sogar der Onkel Paloma. Sie hatten ihren Vertrag unter folgenden Bedingungen geschlossen: Er sollte das Geld geben und der Kubaner seine Arbeit. An Geld hatte es nicht gefehlt, aber auf die Arbeit seines Teilnehmers wollte er nicht mehr warten. Der Herr lebte großartig, während sein armer Großvater sich zu Tode raderte. . . . Er hatte sich in dieses Haus eingenistet, als wäre es sein Eigentum gewesen. Er tat so, als wäre er der eigentliche Herr der Schenke, er aß und trank vom Besten, er verfügte frei über die Kasse, als wäre überhaupt gar kein Besitzer da, er nahm sich Freiheiten heraus, an die er lieber nicht erinnern wollte. Er bemächtigte sich seiner Hüdin, seines Gewehrs und, wie die Leute behaupteten, sogar seines Weibes.

„Lügel Lügel!“ rief Tonet mit der Angst des Schuldigen. Canamel sah ihn in einer Weise an, daß er eine unklare Befürchtung bekam und schief zurückwich. Na, gewiß war es Lüge, er war sogar überzeugt davon. Das war ein Glück für Neleta und Tonet; denn wenn er jemals glauben sollte, daß die Gemeinheiten, die man neulich Nacht vor seiner Tür gesungen, irgendwelche Begründung hatten, so wäre er der Mann, ihn ohne weiteres niederzuknallen und ihr eine Kugel zwischen die Augen zu schießen. Was hatte er sich denn eigentlich eingebildet? Der Onkel Paco war trotz seiner Krankheit kräftig, und er war ebenso auf ein Mann, wie ein anderer, wenn man sein Eigentum anrührt.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Banden“ des Kriegsministers v. Einem.

Vor kurzem bezeichnete der Kriegsminister v. Einem im Reichstage die Soldaten der ersten französischen Republik als „Banden“, wofür er von Bebel scharf zurechtgewiesen wurde. Wie es mit der Disziplin dieser „Banden“ aussah, und wie die rheinische Bevölkerung von diesen „Banden“ im Gegensatz zu den deutschen Soldaten behandelt wurde, ist uns von Zeitgenossen und ehrlichen Gegnern Frankreichs aufbewahrt worden. Das Regiment der geistlichen und weltlichen Herrscher am Rheine war vor Ankunft der Franzosen derart, daß die denkenden Köpfe des Landes dem Zusammenbruch der alten Verhältnisse mit Gleichgültigkeit, Schadenfreude, Hohn und Genugthuung zusahen. Kein Mensch rührte einen Finger für das alte Regiment, und die Hofkanzleien gaben, als die Franzosen noch nicht einmal in Sicht waren, mit ihren geistlichen und weltlichen Gebietern Herfengel. Der hochkonservative und katholische Verfasser des „Rheinischen Antiquarius“, Chr. v. Stramberg, schreibt, daß vor Ankunft der Franzosen unter den deutschen Truppen am Niederrhein „die größte Pöbellosigkeit“ geherrscht hatte; „Vieh und Gewächs wurden den Bauern aus den Ställen und vom Feld genommen, ohne daß dem Unfug Einsatz geschah. Die französischen Soldaten waren dagegen von ihren Vorgesetzten angemessen, die Rheinländer durch ihr Benehmen zu gewinnen.“ In einem kurz nach der Besetzung des linken Rheinuferes durch die republikanischen Heere erschienenen Schriftchen, dessen Verfasser zu den entschiedensten Gegnern der Franzosen gehörte, heißt es unter anderem wörtlich: „Bei dem Fußvolke sowohl wie bei der Kavallerie trifft man Waffenstücke von allen Truppen an, gegen welche die Republik Krieg führt. Kaiserliche, holländische, englische, hessische Gewehre und Säbel sieht man bei ihnen in Menge, vorzüglich viele kaiserliche, denn diese Division (Marceau) folgte dem Leichenzuge derselben auf dem Fuße nach. Die Kavallerie, besonders die Jäger zu Pferde, haben ein etwas erträgliches Aussehen, doch stellen sie noch immer das wahrhafte Bild des Krieges dar. Die reitende Artillerie gefällt am meisten, ist gut gekleidet und hat außerordentlich schöne Leute. Was die Organisation des Kriegswesens betrifft, so ist alles im strengsten Sinne des Wortes bürgerlich. Ihre Handgriffe sind wenige und diese wenigen sind ganz einfach; ihre Schwankungen sind völlig ungezwungen und ihr Schritt ist ganz leicht. Ob der Soldat mit gepudertem oder ungepudertem Haare, mit oder ohne Pops, mit gewachsenen oder ungewachsenen Schuhen zur Wachtparade kommt, darauf wird nicht die geringste Rücksicht genommen; wenn er nur da ist; wie er da ist, gilt gleich-

viel. Der Offizier betrachtet und behandelt den gemeinen Mann wie seinen Bruder, und von dem General bis auf den Tambour herrscht unter ihnen — nach oben und unten hin — ein vertrauliches Du. Keiner zieht vor dem andern den Hut ab, und nur während des Dienstes bemerkt man Grade bei ihnen; außer ihm sind alle gleich, der General soviel als der Gemeine. Auf kleine Fehler ist Arrest, auf größere Todesstrafe gesetzt. Ein Stoßschläge ist gar nicht zu denken. — „Du kannst dir leicht denken“ — das Schriftchen ist in Briefform geschrieben — „wie wohl es dem Menschenfreunde tun muß, wenn er zwischen den Republikanern und den deutschen Völkern Vergleichen anstellt, in Hinsicht der Art, wie beide behandelt werden, zumal wenn ihm das steife, gezwungene Weien des deutschen Exerziums und die despotische Manier, womit der deutsche Soldat tyrannisiert wird, noch so sehr in frischen Andenken liegt. Ich glaube, ein preussischer oder kaiserlicher Major, wenn er eine französische Wachtparade mustern sollte, beläme die Auszeichnung vor Aeger. Uebrigens wird für die französischen Soldaten in betreff der Lebensmittel bestens gesorgt. Jeder Mann erhält täglich ein und ein halbes Pfund ausgebackenes Brot, ein halbes Pfund Fleisch und ebensoviele Reis, etwas Salz und überdies noch 15 Sols (75 Pf., aber nach der damaligen Kaufkraft des Geldes erheblich mehr). Soviel Freiheit der französischen Soldat außerhalb des Dienstes genießt, so sehr ist er während desselben eingeschränkt, und so strenge sind die ihm vorgeschriebenen Kriegsartikel. Hier nur einige zur Probe. Der geringste Fehler gegen die Subordination, im Dienste begangen, wird an dem Offizier sowohl wie an dem Gemeinen mit dem Tode bestraft. Diebstahl, er sei noch so unbedeutend als er wolle, zieht, wenn er durch zwei Zeugen bewiesen werden kann, die Todesstrafe nach sich. Wer vierundzwanzig Stunden vermisst wird, hat das Leben verwirkt. Ein französischer Reiter, welcher auf einen einzelnen feindlichen Reiter stößt und vor ihm Reithaus nimmt, ohne sich zuvor mit ihm auf Leben und Tod geschlagen zu haben, hat zu erwarten, daß ihm der Kopf ganz unfehlbar vor die Füße gelegt wird. Wer gegen Freund oder auch Feind Gewalt braucht oder nur die geringste Sache erpreßt, ohne Vollmacht dazu vorzeigen zu können, bekommt eine Kugel durch den Kopf. Die Bewohner der Gegenden, wo die Moselarmee herzog, können die Mannszucht und das gute Betragen der Franken nicht genug loben. Nicht der geringste Unfug ist von ihnen ausgeübt worden. — Ihre Spitäler sind vortrefflich eingerichtet, und sowohl für Verletzte als Kranke wird die größtmögliche Sorgfalt getragen.“

Der unbekannte Verfasser schreibt schon einige Tage nach der Ankunft der Franzosen, am 7. November 1794: „Alles trägt jetzt französische Kolarben, sogar die Pfaffen und die Nonnen. — Der Magistrat fing gestern an, sich mit Kolarben öffentlich sehen zu lassen und seinem Beispiel folgte sogleich Jung und Alt.“

Die Bewohner von Koblenz hatten das feige, sittenlose französische aristokratische Gesindel, das vor den Republikanern geflohen war, und sich längere Zeit in der alten Rhein- und Moselstadt aufgehalten hatte, bis zum Ueberdruß kennen gelernt. Keine anständige Frau war vor den unsittlichen Attaden dieser ungerufenen Gäste und Wüstlinge sicher. Als die siegreichen Volkshere Frankreichs die Reichsarmee, unter der Führung des Herzogs von Braunschweig, in die Flucht geschlagen hatten, gaben die französischen Aristokraten, unter denen sich auch die Brüder des Königs von Frankreich mit ihren Maitressen befanden, Feniengeld, indem sie Koblenz räumten.

In einer Proclamation des Volksrepräsentanten Bourbois an die Koblenzer Bevölkerung bezüglich der aus der Stadt verwiesenen und geflohenen Emigranten heißt es:

„O, ihr feigen und fluchwürdigen Verräter, die ihr eurem Vaterlande den Rücken kehrtet, um nach Koblenz zu kommen und hier euch zu seinem Untergange zu verschwören, zittert, denn bald wird die Erde euch zu tragen sich weigern. Der Rhein, Zeuge eurer Missetaten, untersagt euch bereits den Eintritt in eure ehemaligen Raubhöhlen. Und ihr Tyrannen, ihr Geißeln der Erde, erkennt ihr jetzt, was freie Männer vermögen gegen Heere von Sklaven? Weilt euch ihr Bewohner von Koblenz, durch euer Benehmen und eure Umgebung für die französische Republik die Wolken der politischen Mißstimmung zu verschicken, mit welcher euch in den Augen Europas die freundliche Aufnahme bedeckt hat, die ihr der insamen Bande der Lasterhaften bereitet, die unter euch den Untergang ihres Vaterlandes und die Hinnegelung einer edlen Nation anzettelten, in deren Namen ich euch Schutz und Sicherheit für eure Personen und euer Eigentum zusichere.“

Hinter diesen pathetischen Worten stand ein fürchtbarer Ernst. Als nämlich Koblenzer Bürger aus Freude über das Verschwinden der Emigration an dem Tage, an welchem die republikanischen Soldaten bei ihnen einrückten, Wein in großen Gefäßen auf die Straße brachten, taten die übermüdeten Krieger an dem edlen Maß des Guten zu viel, trieben Alotria und groben Unfug.

Am anderen Tage, am 25. Oktober 1794, erschien eine Verordnung, welche allen Wirten bei 600 Lires Strafe und im Wiederholungsfalle bei Gefängnisstrafe und Konfiskation verbot, den Soldaten Wein zu verkaufen.

Das waren die „Banden“, welche die Söldnerheere Europas vor sich hertrieben, welche die unmittelbare Herrschaft des Pfaffenums und des Adels im Rheinland beseitigten, und denen ganz Europa in bezug auf den Anstoß zu freiheitlichen Bewegungen so ungemein viel zu verdanken hat.

Als Wanden im schlimmsten Sinne des Wortes können jedoch mit Zug und Recht die französischen Emigranten, die Anhänger des absoluten Königtums, bezeichnet werden, die mit den Brüdern Ludwig XVI. in Koblenz hausten, worüber von Stramberg unter anderem folgendes mitteilt: „... Dem schönen Geschlecht waren sie besonders gefährlich. Es war ihnen gleichviel, ob sie Weiber oder Mädchen zu ihren Ausschweifungen verführten. Bei hellem Tage redeten sie öfters Weibsleute auf der Straße an, um Liebeshändel mit ihnen anzufangen. Auch waren verschiedene französische Dirnen hier angekommen, mit welchen sie ihre verliebten Ausschweifungen unterhielten. ... Der Monsieur (der nachherige Ludwig XVIII.), obgleich er seine würdige Frau Gemahlin bei sich hatte, führte jedoch Madame de Valbi unter dem Titel einer Obristhofmeisterin von seiner Gemahlin mit bei sich und ließ sich durch diese leiten und führen. Der Graf von Artois (der spätere Karl X.) hatte seine Maitresse in der Person einer Madame de Polastron, welche in einem sehr schönen Haus der Madame Grand wohnte.“

(Nachdruck verboten.)

Er starb und wurde begraben.

Von Holger Drachmann.

(Schluß.)

Andreas beeilte sich. Er trat rasch über die Türschwelle bei Astmuffens. Es hatte die Dämmerung begonnen. Lene sah zusammengesauert mit einem angezündeten Lichtstumpfen am Fuße des Küchenchranks, wo sie ihre Wäsche hatte.

„Ih Gott! Wie du mich erschreckt hast, Andreas, so schnell kamst du daher.“

„Ist Ivar tot?“

„Nein, aber ...“

Sie erhob sich mit einem reinen Leinwandhemd über dem Arme. Sie stellte das Licht weg und glättete das Hemd.

„Versteht du, Andreas? Sie ist hier gewesen ...“

„Ja, das hörte ich, wieviel verlangte sie dafür?“

„Zweiunddreißig! Für weniger wollte sie nicht herüberkommen. Aber nun wird ihm auch geholfen!“

„Geholfen?“

„Ja gewiß. Wir erlösen ihn von seinen Schmerzen. Siehst du diese Schachtel mit Salbe? Na; die muß man auf das Hemd hier schmieren — so — siehst du. Wenn er das Hemd angezogen hat, so — so verlassen ihn die Schmerzen, und er kann aufrecht sitzen. Dann bekommt er solche Lust aufzustehen — versteht du? ...“

„Nein! ...“

„Ja, sie hat es gesagt. Er bekommt Lust aufzustehen, und wir müssen tun, als hülfen wir ihm. Wenn er sich dann auf die Beine stützen will, so merkt er, daß es schlimm mit ihm steht. Und dann sollen wir's ihm sagen ...“

Andreas stierte sie an: „Was? ...“

„Daß es vorbei ist, daß sie ihn erlöst hat. Und dann — dann stirbt er ganz ruhig!“

Andreas blickte vor sich nieder und dann zur Seite.

„Das ist jedenfalls das Beste, was für ihn geschehen kann.“

„Ja, nicht wahr?“ sagte Lene.

Hierauf stiegen sie zusammen die Leiter hinauf. Er hinterdrein mit dem Lichte, sie voraus mit dem Hemde, der Schachtel und einem Krug Wasser.

Da lag Ivar. Das Licht schnitt ihm in die Augen, die bereits den glasartigen Wlad hatten. Mit einem Ausdruck unterdrückter Müdigkeit öffnete er dieselben.

„Ivar!“ sagte sie und hielt ihm das Hemd hin.

„Was ist's?“ flüsterte er. „Wollt ihr mich schon ankleiden?“

„Sie wechseln ihm die Wäsche wie einem Kinde. Gegen die Gelbtheit jammerte er nicht.“

„Nun wird es wohl bald aus sein mit mir; meint ihr nicht? ...“

„Ah, das tut gut!“ höhnte er.

Er lag noch ein wenig; dann machte er Miene, als wollte er sich erheben. Die beiden blickten einander an und nahmen ihn jedes unter einem Arm. Er fiel schlaff zurück, wand sich und flüsterte: „Ich hab alles gehört. Ihr habt heute die Luke nicht zugemacht!“

Sie schauten einander an wie Kinder, die beim Zuckerdiebstahl ertappt werden.

Der Sterbende flüsterte, ohne daß eine Bitterkeit in der schwachen Stimme zu bemerken war: „Willst du dem Andreas auch in Zukunft fünfzigwanzig Oere von der Krone geben? Ich glaub' es wäre leichter ...“ Er vollendete nicht, sondern stöhnte: „Wasser!“

Lene wandte sich um und griff nach dem Krüge. Dabei stieß sie das Lichtstumpfen um; es verlöschte und fiel auf den Boden. Durch die Dunkelheit erklang ein letzter, heiserer Schrei. Andreas tappte herum, um Bündelchen zu finden, und stieß mit seiner Stirne an die Lene's. Sie fuhren auseinander; sie jammerte, er fluchte halblaut, und endlich erinnerte sich Andreas, daß er Schwefelholzchen in der Tasche hatte.

Als das Licht wieder angezündet war, lag Ivar mit offenem Munde da, das eine Auge zugebrückt, das andere ungewöhnlich groß; die Hände hatten sich mit krummen Fingern in die Bettdecke hineingegraben. Er war bereits ein Stück Weges drinnen in der großen Finsternis.

„Nun ist er tot!“ sagte Andreas. Und er dachte bei sich selbst, was hier hätte erspart werden können, wenn die weiße Frau drüben geblieben wäre. Lene sah auf dem Stuhl vor dem Bette und fuhr mit der Hand glättend über die Decke hin.

Er starb und wurde begraben; —

Es war eine milde Feuchtigkeit in der Luft gewesen von dem frühesten Morgen her. Frische, gekräuselte, stark gefärbte Wolken waren gleichzeitig aufgestanden mit einer roten Sonne und hatten sich um dieselbe gelegt, wie die gekräuselte Peterfilie sich um eine Schüssel Schinken legt. Die Sonne war hierauf wieder verschwunden und die Wolken ebenfalls, und ein einförmiges Begräbnisgrau lag über dem Strande. Es fiel ein ganz schwacher Staubregen, und Gräser und mit Knospen bedeckte Büsche sogen die Feuchtigkeit in sich, und dasselbe taten Duffeljaden, schwarze Filzhüte und baumwollene Regenschirme. Es war ein Frühjahrsweiser, ein fruchtbares Wetter, ein Begräbniswetter.

Drei Charabanz und der Leichenwagen — des Schenkwirts neu angestrichener Lastwagen — hielten vor dem langen, niederen Flügel. Der Wirt, der pensionierte Lotse, der pensionierte Zollbeamte, einige Handwerksmeister und die Fischer — mit anderen Worten: alle — hatten sich eingefunden. Die Küche war ausgeräumt worden, und hier stand der Sarg auf zwei Holzböden, und in dem Sarge lag Ivar und empfing Besuche. Ursprünglich hatte er die Besuche oben empfangen in der hinteren Bodenstube; da man aber in der Kammer daneben speiste und Ivar nicht wie die fürstlichen Personen einbalsamiert war — und da dieser Geruch vorhanden war ... Kurz gesagt, man hatte es zweckmäßig gefunden, Ivar hinabzutransportieren. Aus demselben Grunde fand man es jetzt zweckmäßig, den Sarg zu schließen — früher, als es sonst zu geschehen pflegte. Denn dieses fruchtbare Wetter, welches die Bauern segneten, hatte etwas Drückendes an sich, und erneuerte nicht die Luft drinnen in den kleinen Räumen, wo man beständig halb nasses Zeug mit sich hineinbrachte und wo die Kränze — die vielen Kränze — ebenfalls einen starken Geruch verbreiteten. Nicht, daß jemand sich hierüber beschwert hätte; es waren ja keine verwöhnten Stadtmenschen; aber man hatte doch gefunden, daß es so am besten wäre.

Der Schmied war es, — der immer gleich gut gelaunte Schmied —, welcher das entscheidende Wort ausgesprochen hatte.

Er preßte sich in seinem braunen, einreihigen Rock und den aufgestülpten schwarzen Hosen durch die Tür hinein, drückte Lenes Hand mit einem „Na, das war ja gut!“ — streichelte Mätte-Marie am Kopfe und fragte: „Wo habt Ihr Ivar aufgebahrt?“

Lene deutete schweigend nach dem Boden.

„Ja, mir scheint ja, ich rieche ihn!“

Etwas später kam der Schmied herab, mit einem Stück Speise in der Hand, und sagte: „Höre, sollten wir ihn nicht lieber herunterschaffen?“

Dies geschah. Und nicht lange darauf hörten diejenigen, welche oben saßen und aßen und tranken, die Hammerschläge aus der Küche.

„Nun verschließen sie Ivar!“ sagte der Schmied mit vollem Mund.

Der alte Lotse faltete die Hände um sein Bierglas und sagte: „Es ist nicht zu früh!“

Und alle, welche da beim Essen saßen, fanden, daß sie nun einen besseren Appetit bekamen. Und es wurde da oben recht gut gespeist, und auch Bier wurde getrunken, und einer nach dem anderen von den neuankommenden Fischern drängte sich hinauf durch die Luke, — die Falltüre war heute ganz weggenommen worden —, und alle sprachen sie von Ivar wie von einer anwesenden Person, einem Kameraden, der noch mit ihnen verkehrte. Und ganz fort war er ja auch noch nicht.

Andreas ging herum, schweigend, wie immer, mit seinem Strich von einem Munde und einer schwarzen Kravatte — eigentlich nur einem dünnen Bande — und schenkte in die Schnapsgläser ein. Der Schmied begann kleine Geschichten zu erzählen, niemand legte sich diesen willkürlichen Begräbnisdämpfer auf, alle meinten — und sprachen es auch aus — daß es Ivar jetzt so gut gehe, wie lange nicht.

Und hierauf zeigte sich Lene an der Tür, sehr blaß, mit ihrem schwarzen, baumwollenen Witwenschal. Sie gab dem Schmied ein Zeichen, und der Schmied erhob sich sogleich und sagte: „Na, Leute, jetzt gehts los!“

Sie gingen alle hinunter und die Nächsten von der Familie brachten Ivar mit einiger Mühe durch die enge Tür hinaus, und hierauf ordnete man sich in Reihen nach den Trägern und setzte sich dann in Bewegung.

Hinter dem Sarge ging Lene mit Mätte-Marie an der Hand. Das kleine Mädchen hatte ebenfalls einen schwarzen Schal bekommen; die gefransten Zipfel desselben schleiften auf der Erde nach, und so oft das Kind sich umwandte, um zu sehen, was gegen die Absätze der neuen Stiefel schlug, drückte die Witwe sie fest an der Hand und forderte sie durch eine schwache Wendung des Kopfes auf, das Taschentuch vor die Augen zu halten. Denn dies tat sie selbst, so lange der Zug durch das Dorf ging.

Es war alles an den Fenstern und vor den Türen, was stehen und gehen konnte. Die Flaggen auf Halbmast und Bugbaum gestreut vor dem Garten des Kaufmannes.

Vor dem Dorfe wurde Halt gemacht. Die Wagen fuhren vor; Ivar wurde auf den Lastwagen gehoben, und zwei Fischer setzten sich zu ihm, um auf die Kränze acht zu geben. Das Gefolge ver-

stellte sich auf die drei Charabanks, und hierauf rollte man längs des Weges hinauf, der landeinwärts führt, die gute Weile zur Kirche, in dem feinsten Staubregen, der sich bald in einen blauen Nebel verwandelte, worin Jbar und das Gefolge vor den Blüten der Zurückgebliebenen verschwanden.

Des Abends standen Lene und Andreas unten beim Schweineflaß.

Andreas war beim Voote herumgeflüßelt, gleichsam als suche er jemand. Lene war es in der Küche zu unheimlich gewesen und noch unheimlicher oben. Mätie-Marie hatte die Erlaubnis bekommen, zu den Kindern der Nachbarsfrau zu gehen; sie wollte sich durchaus nicht zu Bette begeben, bevor nicht Lene selbst sich schlafen legte. Das Kind hatte erst richtige Angst vor dem Toten bekommen, nachdem derselbe nicht mehr im Hause war.

Lene und Andreas standen, wie gesagt, beim Schweineflaß.

„Wie wird es nun eigentlich, Andreas?“ fragte sie zögernd.

„Ja, wie wirds?“ fragte er.

„Es bleibt wohl bei den fünf und zwanzig von der Krone, wie früher? Oder? . . .“ Sie hielt inne.

„Jbar meinte ja etwas? . . .“ sagte er.

Sie blickte ihn an und reichte ihm die Hand.

Er reichte ihr die seinige.

„Wenn die passende Zeit vorüber ist!“ sagte sie mit halber Stimme.

„Ja, früher schiedt es sich wohl nicht!“ antwortete er.

Hierauf zogen sie die Hände zurück und blickten einander wieder an.

„Oeff, öff!“ kam es vom Schweineflaß.

Es war abgemacht.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Deutsche Pflanzennamen. Wer den Menschen ein Mittel verspricht, durch das sie rasch und leicht zu Geld kommen können, der wird immer willkommen sein; und so wird man sich nicht gar zu sehr verwundern dürfen, wenn unter diesen Mitteln auch manche ioniſcher Art sich finden. So wurde uns einmal erzählt, wenn wir tausend Gulden haben wollten, so brauchten wir nichts weiter zu tun, als uns ein Pflänzchen Tausendguldenkraut zu verschaffen, dieses mit einer beliebigen Säure zu überziehen, worauf sich nach einem bekannten chemischen Prozesse die Säure mit dem Kraut zu Sauerkraut verbinden und die tausend Gulden frei werden würden. Wir waren indes mißtrauisch und wagten die Säure nicht daran, aber wir waren neugierig geworden, von dem sprachlichen Prozesse zu erfahren, durch den das bescheidene Blümchen zu seinem Namen gekommen ist. Denn die in früheren Zeiten übliche Erklärung, die Heilkraft der Pflanze, besonders gegen das Fieber, sei so groß, daß sie tausend Gulden wert sei, ist natürlich ganz und gar mißglückt. Wir müssen vielmehr fragen, wie die offizielle (Arznei-) Pflanze in der lateinischen Sprache geheißen hat, und hören: herba centaurea. Unser Tausendguldenkraut ist demnach eigentlich das Centaurenkraut. Aber die frühere Wortkunde zerlegte das ihr fremde Wort einfach in centum = 100 und aurum = Gold, und kam so zu einem Hundertguldenkraut. Aber die Uebersetzung hätte dem Volksempfinden noch kein Genüge getan. Wer in Zahlen übertreiben will, der hielt und hält sich nicht bei dem leicht zu übersehenden Hundert auf. Wie man „viel tausendmal“ grüßt, wie man von herztäufig spricht, vom Tausendkünstler redet, so mußte auch aus dem Hundert- das Tausendguldenkraut werden. Andere Beispiele dafür, welche Rolle die Volksethologie bei unseren deutschen Pflanzennamen gespielt hat, bietet Franz Schön in seinem hübschen Büchlein „Unsere Pflanzen, ihre Namensklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben“ (Leipzig, Teubner). Dem äußerlich reichen Tausendguldenkraut lassen wir das Blümchen folgen, dessen Namen von dem Reichtum des Innern zu sprechen scheint: das Liebstöckel. Gebrauch man es doch auch zu allerhand Liebeszauber. Ja, der Name ist schon früh zu einem Kosewort für die Geliebte und den Geliebten geworden; am Ende des Jahrhunderts lesen wir bei dem Dramatiker Jakob Ahrer: „Mein Liebstöckel und mein Goldbrüffel, mein Herzensstrost und Rosenbüschel, mein Tausendgulden, mein Augenlust.“ Und in dieses Reich von lieblichen Gedanken leuchtet nun die Sprachforschung hinein und muß erklären, da wir hier keine ursprünglich deutschen Namen vor uns haben, sondern Liebstöckel, in früherer Form Liebestidel, nichts weiter als die Verdeutschung des lateinischen leuisticum ist, in dem wieder nur eine Nebenform des Wortes ligusticum zu finden ist: unser Liebstöckel ist also einfach die ligurische Pflanze, und noch heute gehört sie dem ligurischen, oberitalienischen Arzneischatze an. Auch eine weitere Anzahl früher oder jetzt offizieller Pflanzen geben uns in ihren deutschen Namen manche Rätsel auf. Zum Schwitzen wurde früher vielfach die Eberkraute oder Eberkraute angewandt; aber es wäre vergeblich, ihren Namen mit dem Eber oder mit der Raute oder auch der Rute in Beziehung zu bringen. Man muß auch hier wahrscheinlich wieder auf das Altertum zurückgehen und findet, daß griechische Mediziner von den Mitteln gegen Gifte die gemeine Stabwurz abrotonon nennen, ein Name, der mit abrotos, unschuldig, zusammenhängt und vielleicht sich auf die

Lebensschützende Kraft der Pflanze oder ihr frischbleibendes Aussehen beziehen soll. Die wissenschaftliche Botanik gibt ihr den Namen Artemisia abrotanum. Das führt uns auf eine andere Artemistaart, den dracuncululus, der seinen Namen daher hat, daß sein Kraut gegen den Biß der Schlangen und Drachen (drago) schützen soll. Aus dem drago ist französisch estragon geworden, und daraus hat die deutsche Volksethologie wieder Astrachan gemacht. Eine dritte Pflanze, die man früher gegen den Biß giftiger Tiere angewandt, ist die Osterluzei. Wer hier einen Zusammenhang mit Ostern suchen wollte, wäre auf einem ganz falschen Wege. Dioscurides wies der Pflanze auch noch die Kraft zu, die Geburt zu erleichtern, und gab ihr danach den Namen Aristolochia, woraus der deutsche Name entstanden ist. Wir schließen diese Reihe mit dem Ackermännchen, Ostermännchen, Obermännchen, von dem Petrus de Crescensius im fünfzehnten Jahrhundert sagt: „getrunken laßt sich schaden das Vieh der vergiftigen Thier, das auch gestochen und gebunden uff den Biß eines wütenden hunds, es hehlet“, und in dem einfach die agrimonia, das auf dem ager (Feld) wachsende Kraut, steht. Aus der Apotheke wollen wir nur noch in die Küche wandern und sehen, was es denn mit der gewöhnlichsten Speisezutat, der Petersilie, für eine Bewandnis hat. Bei der Häufigkeit des männlichen Vornamens Peter in früherer Zeit lag es nur zu nahe, in ihm den ersten Bestandteil des Namens zu finden, und dazu dichtete man sich den weiblichen Vornamen Silie hinzu und erdand ein Märchen von der Verwandlung zweier Kinder in eine Pflanze. Nun ist aber die Petersilie eine Art Eppich. Den Eppich nannten die Griechen Solinon. Wie der Wasser-eppich Hydroselinon, der Groß- oder Pferdeeppich Hipposelinon, so hieß der Felseppich Petroselinon, woraus dann unsere Petersilie geworden ist, die wir auch als Pautersille, Peterlein, Peterli, Paiterling antreffen.

Aus dem Pflanzenleben.

Vom Einfluß des Gaslichts auf die Straßenbäume. Im allgemeinen bedeuten die Gasleitungen in den Straßen einen Hemmschuh für das Gedeihen der Straßenbäume, daher muß es um so überraschender erscheinen, daß nunmehr auch ein günstiger Einfluß festgestellt werden konnte. In einer nur wenig bebauten Straße in Steglitz wurde im letzten Herbst beobachtet, daß solche Bäume, es handelt sich um Straßenkastanien, welche in unmittelbarer Nähe von Gaslaternen standen, zum Teil länger belaubt waren, als es die Regel bei diesen Bäumen erlaubt. Während alle anderen Bäume schon entblättert dastanden, sahen bei diesen Bäumen an jenen Ästen und Zweigen, die den Laternen zunächst waren, noch die Blätter fest und diese blieben auch zwei bis drei Wochen länger sitzen als sonst.

Ueber die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung herrscht noch keine völlige Klarheit. Es ist möglich, daß die von der Laterne ausflutende Lichtmenge die in Betracht kommenden Blätter veranlaßt hat, ihre Lebenstätigkeit zu bewahren. Aber auch die ausgestrahlte Wärme könnte der maßgebende Faktor gewesen sein. Die Blätter sahen selbst dann noch an ihren Zweigen, als ein mehrlätiges Frost- und Schneewetter alle Lebensvorgänge im Blattinnern gewiß schon zur Unmöglichkeit gemacht hatte. Ende November sahen noch die Blattsiele ohne die Blattsflächen an den Zweigen. Das Licht spielt bei diesen Vorgängen gewiß eine Rolle, denn die Einwirkung des künstlichen Lichtes auf die Vegetation ist durch andere Vorfälle hinlänglich belegt; ob es aber nur das Licht war, das muß einstweilen dahingestellt bleiben.

Technisches.

Normalkilogramme. Die Grundlage des metrischen Maß- und Gewichtssystems ist das Normalmeter, dessen durch trigonometrische Vermessungen bestimmte Länge dem zehnmillionten Teil eines Erdmeridian-Quadranten entspricht. Das Normalkilogramm ist zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Lefebvre-Gineau und Jabbromi festgestellt worden, und seine Genauigkeit hat seither den Gegenstand mannigfacher Untersuchungen gebildet. Die Methode der Kontrolle besteht darin, daß der Gewichtsverlust eines geometrisch exakt gearbeiteten, genau gemessenen Körpers aus geeignetem Material in chemisch reinem Wasser von 4 Grad Celsius unter Anwendung von Normalgewichten bestimmt wird. Kontrollbestimmungen des von Lefebvre-Gineau und Jabbromi gegebenen Exalon-Kilogramms ergeben jedoch gewisse Abweichungen untereinander und von der grundlegenden Arbeit. Das internationale Bureau der Maße und Gewichte in Paris hat nun nach mehrjähriger Arbeit, unter Anwendung der genauesten Meßmethoden neue Kontrollversuche abgeschlossen, deren Ergebnisse jetzt in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie mitgeteilt worden sind. Danach beträgt das Volumen von einem Kilogramm reinen Wassers von 4 Grad Celsius bei 760 Millimeter Druck 1 000 028 Kubikcentimeter, wobei 1—2 Einheiten der letzten Decimale in die Grenze des möglichen Fehlers fallen, d. h. das wirkliche Kilogramm wäre das Gewicht eines Würfels reinen Wassers von 1 000 000 Decimeter Seitenlänge bei 4 Grad Celsius. Die Ziffern zeigen, mit welcher erstaunlicher Genauigkeit die Schöpfer des metrischen Systems gearbeitet haben. Ihre Normalmaße sind als musterartig zu bezeichnen. Nur ganz ausnahmsweise kann bei Messungen eine kleine Korrektur erforderlich werden, wie sie aus den jetzt mitgeteilten Zahlen zu entnehmen ist.